Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 24

Rubrik: Von Haus zu Haus

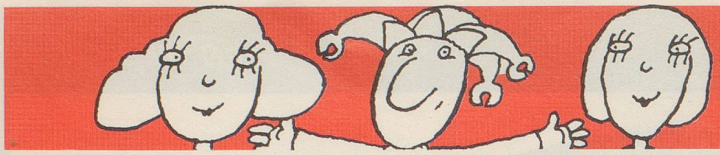
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Zu Diensten

Liebe Annegret

Monate sind verstrichen, seit ich Dir zum letztenmal geschrieben habe. Bitte verzeih! Du weisst ja: Am guten Willen fehlt es bei mir nicht, sondern an der freien Zeit. Die ist auch jetzt knapp bemessen. Aber erstens will ich, dass Du ein Lebenszeichen von mir erhältst, zweitens treibt mich ein Problem, dessen Erörterung keinen Aufschub duldet, an die Maschine. Wieviel Du aus Deiner Heimat erfährst, ist mir nicht bekannt. Deshalb nehme ich einfach an, dass ich Dich mit dem beinahe Neuesten verblüffe: Helvetia möchte ihre Artgenossinnen dienstverpflichten.

«Das gibt's gar nicht!» rufst Du, so wie ich Dich einschätze, doch ich sage Dir: Das gibt's! Schwarz auf weiss. Nur getrost nach Hause tragen kann man die Nachricht nicht. – Sie ist zu trostlos.

Als mir unser vielgeschmähtes Boulevardblatt mit einer entsprechenden Schlagzeile entgegenblinkte, hielt ich den Titel für eine Ausgeburt verdorbener Journalistenphantasie. Wie ich mich irrte! Der kühne Gedanke hat bereits zur Vernehmlassung die Runde gemacht, wird also ernstlich erwogen: Im Zeichen der Gleichberechtigung sollen Stauffacherinnen bis zum fünfzigsten Altersjahr obligatorisch im Zivilschutz tätig werden.

Annegret, stell Dir vor: Wir Frauen gliedern uns in die Reihen der Männer ein, ordnen uns ihren Machtstrukturen unter. Ergreifen trutzige Massnahmen, um die Bevölkerung zu bewahren, zu pflegen. Wovor? Wodurch? Welches Mittel wirkt gegen Atomstrahlen? Was bleibt nach einem nuklearen Angriff zu hegen? Warum mutet man uns zu, einen Apparat zu ölen, den manche von uns für überflüssig halten – nein, schlimmer: für eine Maschinerie des Todes? Weshalb müssen wir unser Verhalten nach der Annahme richten, dass Kriege unvermeidlich sind?

Wer sonst kann es tun, wenn wir Frauen nicht den Frieden verkünden? Wenn wir uns nicht für Sanftmut aussprechen – wer dann? Unsere Gatten etwa, die fast ausnahmslos gelernt haben, wichtig sei, sich durchzusetzen, die mögliche Konkurrenz zu schlagen? Wen wundert es, dass sie dauernd auf Kollisionskurs gehen, dass sie unsere Appelle zu Verständigung und Harmonie belächeln – oder gar fürchten?

Annegret! Söhne wären eventuell durch aufklärende Mütter zu beeinflussen. Durch Zitate aus der «subversivsten» aller Schriften – dem Neuen Testament. Da steht zum Beispiel: «Liebet eure Feinde!» Rund um den Erdball müssten Erzieherinnen diesen Satz wiederholen, bis sich die Söhne eines Tages auf den Weg der Verbrüderung begäben.

Söhne ... Wir haben keine, Annegret. Auch Töchter nicht. Deshalb begegnen uns manche «Schwestern» voller Verachtung. Sie tun, als hätten wir aus Bequemlichkeit eine Pflicht versäumt. Wir werden bestraft, geächtet, mit Ersatzhandlungen bedacht. Eine deutsche Kindertherapeutin und Ideologin, die in Zürich vor mehr als tausend aufmerksam lauschenden weiblichen Wesen sprach, hat in der Zeitung prägnant formuliert, was hierzulande ungezählte tüchtige Bürgerinnen für gerecht halten mögen: «Vielleicht kann ein Vorschlag dienlich sein: Das Aufziehen mindestens eines Kindes für die Frauen als Gemeinschaftsdienst zu buchen und nur diejenigen einzuziehen, die bis zu ihrem fünfunddreissigsten Lebensjahr keinerlei Aktivitäten auf diesem Sektor nachweisen können.»

Packt Dich das Grauen, Annegret? – Mich auch. Ich habe Angst vor dieser Daseinsbetrachtung, dieser Methode der Einstufung. Ich sehe dahinter das eiskalte Produktionskalkül.

Dabei habe ich immer gehofft, wir vom schwachen Geschlecht würden einst zu Starken. Wir dürften anstatt von Hass und Zwietracht von Achtung und Liebe reden. Nun zerfallen wir in zwei Lager. Nun werden die einen von den andern diskriminiert. Dass sich dabei unsere «ewigen Rivalen», die Männer, mit uns Friedensfrauen solidarisieren, dass der vorbehaltlose Pazifismus in Ost und West zu blühen beginnt, wage ich kaum noch zu glauben.

Und doch: Ich gehe nicht hin, wenn die Strategen rufen! Ich stelle meinen *Geist* in den Dienst am Vaterland.

Übrigens, Annegret: Es lässt Dich grüssen. Nicht in alter Frische, sondern in neuer Schutzwürdigkeit.

Wie gewonnen, so zerronnen

Geduld und Ausdauer sind eigentlich keine meiner hervorstechenden Eigenschaften – leider! Trotzdem war ich lange Zeit das Gespött meiner Familie: Ich kann selten widerstehen, wenn ich in Zeitschriften auf Wettbewerbe stosse. Da bin ich zäh und greife zu Bleistift oder Fülli, um mich an Kreuzworträtseln, am Erfinden von Slogans etc. zu beteiligen. Wenn ich die Lösung gefunden oder den Geistesblitz gehabt habe, bringe ich das Resultat zur Post.

«Dank dir stecken die PTT-Betriebe nicht in den roten Zahlen», hiess es bisher hämisch. Erst gestern fragte mich die Tochter, wann ich wohl dieses sinnlose Tun aufgeben würde, und mein Mann verdrehte die Augen dazu.

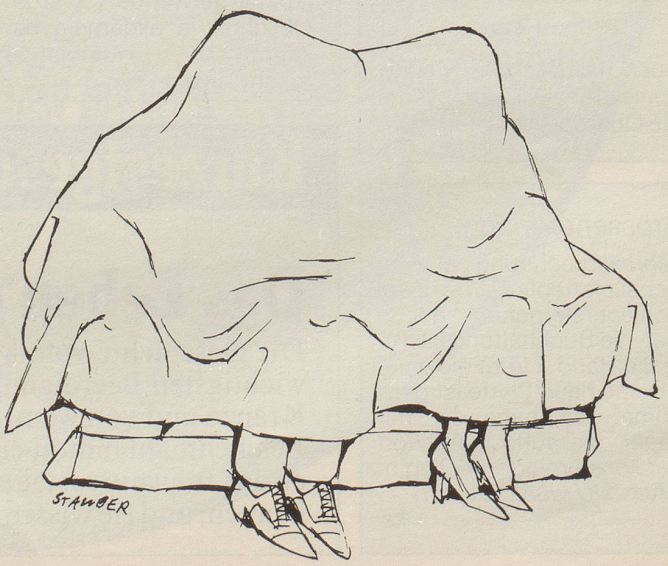
Einmal im Leben werde auch ich gewinnen, sagte ich mir, das Glück kann gar nicht immer auf der Seite der andern sein.

Es ist wahrhaftig ein billiges Vergnügen, sich beim Wegschikken jeder Postkarte vorzustellen, eine Reise für zwei Personen nach Amerika, ein Wochenende in Paris oder auch in der Schweiz, einen grösseren oder kleineren Geldbetrag als Zustupf zum Taschengeld oder was der schönen Dinge mehr sind, zu gewinnen. Einfach so, als Geschenk.

Kaum zu fassen, ausgerechnet heute war es soweit: Kurz nach acht Uhr klingelte das Telefon, und eine freundliche Stimme teilte mir mit, ich hätte 100 Franken gewonnen! Abgesehen davon, dass ich im Moment überhaupt nicht wusste, um welchen Wettbewerb es sich handelte, und der Preis nicht zu den allergrössten gehörte (Amerika muss warten!), freute ich mich unheimlich. Ich brannte darauf, meinen Lieben die Tatsache unter die Nase zu reiben, dass Geduld eben doch Rosen bringt, und ihnen zu empfehlen, sich in Zukunft ihr Grinsen hinter meinem Rücken zu sparen.

Dass ausgerechnet jetzt ein Aufruf samt Einzahlungsschein mit dem Bild eines schrecklich abgemagerten Kindes im Briefkasten lag, brachte mich natürlich sofort in arge Gewissensnöte. Da hatte ich so lange gepokert und das sogenannte Glück versucht; endlich einmal hatte ich gewonnen! Und nun schauten mich diese Hungeraugen an ...

Ach, was soll's? Die 100 Franken waren weg, bevor ich sie hatte. Wettbewerbe wird es noch



viele geben, und die Post muss ja auch leben. – Fange ich eben wieder von vorne an! *Hanni*

Edelmilch

Ist es Ihnen klar, dass unsere Kinder überhaupt nicht mehr wissen, was für ein Gefühl man hat, wenn man einen vollen Milchkessel hoch im Bogen und im Kreise schwingt, ohne einen Tropfen zu vergiessen? Das war doch ein tolles Gefühl, und vor allem ein verbotenes! Heute scheinen die Milchkessel aus dem Strassenbild verschwunden zu sein. Offene Milch wird zwar noch gekauft, den Milchkessel lässt man jedoch verschämt in einer Plastiktasche verschwinden. Wer will denn so altmodisch sein und einen Milchkessel spazierenführen!

Auch wir trinken Pastmilch, weil wir nur noch ganz wenig Milch brauchen. Der 5-Liter-Kessel von früher ist längst ausser Gebrauch.

Wozu man aber bei uns uperisierte Milch herstellt und verkauft, ist mir schleierhaft. Wer braucht bei uns im täglichen Leben schon Milch, die man drei Monate ungekühlt aufbewahren kann?

Mir kommen einzig die Berghüttenbewohner in den Sinn, die per Heli bedient werden. Aber sonst? In jedem Haushalt, oder fast in jedem, steht ein Kühlschrank, und gewöhnliche, pasteurisierte Milch ist doch recht lange haltbar. Wozu leisten wir uns also den Luxus, Milch derart aufwendig zu behandeln und in Superpackungen abzufüllen, da dies doch absolut unnötig ist für schweizerische Verhältnisse?

Wenn wir die Milch so verpackt wegsenden wollten, zwecks Bekämpfung des Hungers – aber dazu braucht man Milchpulver ... Müssen wir sinnlos uperisierte Milch verbrauchen, nur damit unsere technischen Erfindungen und Möglichkeiten voll ausgeschöpft werden? *Dina*

Im Feriendorf für Behinderte

Es weilt auch ein schwach mongoloider Bub mit seinen Eltern im Feriendorf. Die meisten Mongoloiden sind fröhlich, aber dieser Knabe hat einen grundtraurigen Ausdruck; er lacht oder lächelt nie. Er ist sehr anlehnungsbedürftig, setzt sich mit Vorliebe Frauen auf den Schoss.

Eine Gruppe junger Frauen wohnt auch im Feriendorf. Die Damen arbeiten an einem Psychologiekurs. Sie sind im Aufenthaltsraum, als sich der mongoloide Knabe zu ihnen setzt, zuhört. Die Kursleiterin, eine diplomierte Psychologin, geht zu einem der Betreuer und bittet ihn, den Knaben wegzubringen, er störe... Praktische Psychologie ist da wohl nicht gefragt. Man bleibt lieber bei der Theorie und beim Fachchinesisch.

Am Abend setzt sich der mongoloide Knabe einer jungen Helferin auf den Schoss. Sie ist Rocksängerin im Privatleben, trat kürzlich im welschen Fernsehen auf. Sie spricht mit dem Knaben und fängt an, ihm ganz leise Lieder vorzusingen, und da, plötzlich lächelt er, sein ganzes Gesicht strahlt vor Glück. Es ist das einzige Mal in diesen zwei Tagen, dass ich ihn lächeln sehe. Kurz darauf kommt sein Vater, ruft ihn, es sei Zeit, ins Bett zu gehen, nimmt den Knaben energisch bei der Hand, forsch, resolut, Motto: Nur nicht verweichlichen, aus dem Buben muss ein Mann werden! Wir sehen uns alle wortlos an. Uns wird klar, weshalb der Bub immer so traurig ist.

Ein spastisch gelähmtes Mädchen sitzt im Rollstuhl, da kommt ein anderer Rollstuhlpatient angefahren, streichelt dem Mädchen ganz leise das Gesicht und sagt: «Es hat das gerne - es bekommt sonst so wenig Zärtlichkeit.»

In einem Altersheim haben sie ein Paar, das sich dort zusammengefunden hat, das sich gerne mochte und zusammenziehen wollte, brutal auseinandergerissen: Zärtlichkeit und Liebe im Alter sind bei uns nicht erlaubt.

Hedy Gerber-Schwarz

Echo aus dem Leserkreis

Offene Frage
(Echo Nebelspalter Nr. 18)

Sehr geehrter Herr Dr. Arnaud

Zu Ihrer Replik auf meinen Artikel gäbe es einiges zu sagen; nur glaube ich nicht so recht an die Überzeugungskraft von Worten, wenn sie so gegensätzlichen Auffassungen entspringen.

Immerhin steht fest, dass der Bau von Hochleistungsstrassen nicht nur zu Verkehrsumlagerungen (zur Umlegung) führt, sondern zusätzlichen Verkehr (Neuverkehr) schafft. Damit entstehen Parkplätze, Ferienhäuser und Einkaufszentren, die ihrerseits neue Emissionen bewirken. – Nachzulesen in den Berichten zu GVK und NUP.

Die Schadstoffe, woher sie auch kommen mögen, lagern sich nicht nur in unmittelbarer Strassennähe ab, sie werden, wie man annimmt, verfrachtet und schlagen sich bei uns vor allem an den Westabdachungen der Hügel, Voralpen und Alpen nieder. Ob man heute, trotz dieses Wissens, neue Hochleistungsstrassen und damit neuen Verkehr schaffen soll, möchte ich als Frage stehen lassen.

Mit freundlichen Grüssen *I. Rotach*

Eine Maus im Haus
(Nebelspalter Nr. 19)

Liebe Elfi

Mein Lebensgefährte, Bruce, ist jemand, der nicht an einem Tiergeschäft vorbeigehen kann. Unsere Maus «Müsli» kam aber anders als durch Kauf zu uns. Es geschah vor gut zwei Jahren. Etwas raschelte in der Küche und purzelte dann aus einem alten Lüftungsrohr. Es fiel klappernd ins schmutzige Geschirr, und wie der Blitz hatte es sich darin versteckt. Bruce hatte alles genau gesehen: eine Maus! Ich sollte sie fangen, schnell! Als ich sie hatte – sie war jung, leicht zu bekommen –, sann ich auf Mord. Aber Bruce, der Tierfreund, liess das nicht zu! Die Maus sei so süss, so niedlich, und sie blicke so intelligent! Ich musste nachgeben, und zum Dank dafür durfte *ich* den Käfig kaufen.

Monate später interessierte sich unsere Katze plötzlich für einen Wandschrank. Wir machten die Tür auf – und: Maus um Maus um Maus spazierte heraus! Schwubs! Aus die Maus – denn die Katze hatte sie gefressen! Ich musste den Schrank leerräumen; dabei fing ich die letzte Maus. Sie schnell der Katze vorwerfen? Nein, nein! jammerte Bruce. Sie sei ja so niedlich, so über die Massen süss, noch viel süsser als die erste. Ich leistete Widerstand, man weiss ja, was zwei Mäuse zusammen ... Aber Bruce war klüger. Wir hatten doch eine Chance von 50 Prozent, dass es zwei Männchen oder zwei Weibchen waren.

Monat um Monat verging. Wir atmeten schliesslich auf. Die Bevölkerungsexplosion war uns erspart geblieben. Eitler Wahn! Denn was hörten wir eines Abends plötzlich? Piep, piep, piep! machte es in der Toilettenpapierrolle, dem Heim von Familie Maus. Familie im wörtlichen Sinn: 's waren nicht mehr zwei, 's waren acht! Wie drollig die Jungen wirkten! Bald blieb der Fernseher dunkel. Familie Maus war interessanter, wenn sie auch nur ein ausgesprochenes Spätprogramm bot.

Natürlich kann man nicht acht Mäuse in einem kleinen Käfig halten. Keiner unserer Bekannten wollte auch nur eine einzige haben, und so kam es schliesslich zur Verstossung und Aussetzung. Die Elterntiere aber mussten bleiben. Bruce verlangte das entschieden.

Die Zweisamkeit dauerte leider nicht lange. Piep, piep, piep! machte es bald wieder. Diesmal waren es neun. (Wissen Sie, dass ein Mäuseweibchen innert 24 Stunden nach dem Wurf gleich wieder empfangen kann?) Wir hatten unser Nachtprogramm, «Die Stunde der Maus», wieder!

Zuerst wollten wir es den Forschern gleichtun. Wir konnten der Vermehrung schliesslich nicht zusehen, bis die furchtbare Selbstregulation einsetzte. Elf ausgewachsene Mäuse machen nämlich eine erschreckende «Schweinerei». Als es dann bald wieder piep, piep, piep! machte und sich eine weitere Gruppe ankündigte, war es zuviel. Bevor mir die Mäuse beim Käfigreinigen auf allen Seiten davonsprangen und mich erst noch auslachten, entschloss ich mich zur Tat.

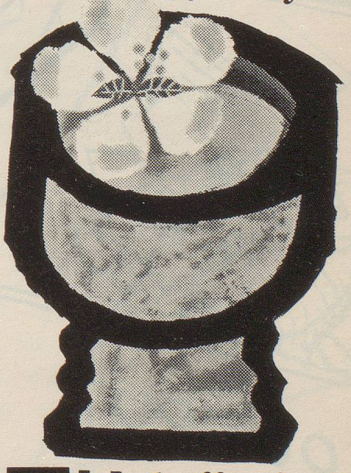
Ich kann eigentlich auch heute noch nicht darüber sprechen, aber glauben Sie mir, es geht einem nahe. Den allerkleinsten gegenüber, die noch Embryonen waren, fühlte ich nichts. Aber die drolligen Jungtiere! Und die Eltern, die so lange bei uns gewesen waren!

Nur *eine* Maus überlebte das Massaker: «Müsli». Die ganze Nacht lang vergnügt sie sich mit ihrem Laufrad, und Bruce ist sehr zufrieden mit ihr. Ich auch. Nur frage ich mich manchmal, wie lange es noch gutgehen wird. In unserem vermausten Haus werden wir bald wieder einmal ein graues Tierchen fangen. Und Bruce wird sagen: Die Maus behalten wir, die ist so süss, so niedlich. Und sie blickt so intelligent! *Roland Jordan*

Pünktchen auf dem i

öff

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet